

Forschung und Macht

Polizei und Bundeswehr als empirische Felder – ein Gespräch über Feldzugänge, Forschungsansätze, Problemstellungen

Marion Näser-Lather, Nils Zurawski

Marion Näser-Lather und Nils Zurawski haben sich bei verschiedenen Gelegenheiten über ihre Forschung ausgetauscht und sind dabei auf Ähnlichkeiten und Unterschiede ihrer jeweiligen Felder gestoßen. Das Vorhaben, einen gemeinsamen Beitrag zu diesem Sammelband beizusteuern, mündete in der Idee, ein weiteres Gespräch zu führen und es mitzuschneiden, da sich so die vielfältigen Bezüge im gedanklichen Austausch am besten zeigen lassen. In Anlehnung an Klenk (2020, 2021¹) wäre dieses eine Form des sprechenden Denkens, wie er es für Podcasts beschrieben hat. Und da das hier wiedergegebene Gespräch eine bearbeitete und redigierte Fassung einer Unterhaltung war, die auch gut in einem gemeinsamen Podcast hätte veröffentlicht werden können, geht es den beiden Autor:innen vor allem um die Dynamik, die sich aus dem gedanklichen Austausch ergeben haben. Thematisch geht es vor allem darum, dass nicht die Polizei allein spezielles Feld darstellt, sondern eben auch das Militär. Beide halten sowohl als Feld, aber vor allem für die Forscher:innen besondere Bedingungen bereit, über die es sich in einem Sammelband zu Polizei zu sprechen lohnt. Das Militär, hier vor allem die Bundeswehr, ist in einem ethnografischen Kontext nahezu unsichtbar, wahrscheinlich auch aus dem Fokus geraten, was für die Polizei ganz und gar nicht gilt. Umso dringlicher erschien Marion Näser-Lather und Nils Zurawski der hier wiedergegebene Austausch.

1 Klenk, M. (2020). Sprechendes Denken: Essays zu einer experimentellen Kulturwissenschaft (Edition Kulturwissenschaft). Bielefeld: transcript; und Klenk, M. (2020). Stimme, Sprechen, Hören: Von der sinnlich-sinnhaften Verfertigung wissenschaftlicher Erkenntnis beim Sprechen und Hören. *kommunikation@gesellschaft*, 21(2). <https://doi.org/10.15460/kommges.2020.21.2.623>

Das Gespräch fand im Sommer 2022 per Videochat statt und wurde im Anschluss von beiden editiert.

Die Leser:innen mögen den Text daher wie ein Gespräch lesen, dem Fluss (Flow) folgen und weniger wie einen rein schriftlichen Aufsatztext.

Nils Was verbindet unsere Forschungsgebiete Polizei und Bundeswehr? Beide haben einen eher schwierigen Feldzugang, aber was ist es noch?

Marion Ich würde mit einem Gedanken zu Gewalt starten wollen. Es scheint mir ja so, als hätte die Frage, wie weit Gewalt in Gesellschaften tabuisiert wird, natürlich auch etwas mit Entfremdung von Gewalt im zivilen Raum zu tun – was durchaus positiv zu betrachten ist. Mit Entfremdung meine ich zum Beispiel, dass Dinge wie Tiere schlachten, sehr stark ausgelagert und reglementiert sind. Dass – Gott sei Dank – Eltern ihre Kinder nicht mehr schlagen sollen und so weiter. Und das könnte dann möglicherweise auch zu einer noch stärkeren Tabuisierung von Gewalt beitragen, was dann wiederum mit noch stärkerer Entfremdung von solchen Sicherheitsinstitutionen wie Polizei und Militär einhergehen könnte. Das ist ein erster Gedanke.

Nils In den 2000ern gab es in einer Bundeswehrkaserne in Coesfeld bekanntgewordene Initiationsriten, die sehr grenzwertig, eher über die Grenze waren. In einem damaligen Artikel bei Telepolis² habe ich mich dagegen gewehrt als es hieß, dass seien alles nur Einzelfälle. Mein Argument war damals und wäre es auch heute: »Ihr seid bei der Bundeswehr, ihr müsst euch mal auch dazu bekennen. Ihr könnt nicht den ganzen Tag mit Waffen rumlaufen und üben und dann sagen: Ne, das hat mit uns eigentlich nichts zu tun.« Die jungen Menschen, damals wohl hauptsächlich junge Männer, konnten das doch gar nicht genug reflektieren, das war eine Überforderung und wäre es auch heute noch. So etwas gibt es bei der Polizei auch, und ist dort auch durchaus immer mal wieder ein Thema. Dort von Einzelfällen zu sprechen, also das Verhalten nach Außen zu verschieben und damit zu sagen Gewalt seien die Barbaren, die über uns herfallen, hilft nur für den Moment, aber nicht um mit solchen Situationen um adäquat und nachhaltig umzugehen. Vielmehr müsste man sich als Institution und Gesellschaft eingestehen: Gewalt ist in der Gesellschaft, aber wir haben folgende gute Gründe und folgende gute Mechanismen, sie einzuhegen

2 Folter in Coesfeld? 26.11.2004, <https://www.telepolis.de/features/Folter-in-Coesfeld-3437459.html>

und es gibt auch gute Gründe sie einzuhegen. Aber das ist natürlich enorm schwierig in Institutionen, für die auch Gewalt konstitutiv ist.

Marion Ja, absolut.

Nils Und diese Gewalt ist auch konstitutiv für manche Männerbilder und dennoch in der Gesellschaft tabuisiert. Und auch dort wieder diese Externalisierung, dass Gewalt, das Böse nichts mit uns zu tun habe. Es hat mit der Nichtanerkennung bestimmter Phänomene zu tun. So hört man bei Eltern und Schulen häufig, dass alles immer schlimmer würde. Ich denke eher nicht, dass das stimmt. Ich würde sagen, dass die Rate der Eltern, die ihre Kinder schlagen, zurückgegangen ist. Die Aufmerksamkeit dafür ist andererseits hochgegangen. Meine These ist, dass der Umgang ein anderer war und Gesellschaft heutzutage viel empfindlicher geworden ist und Gewalt dann erscheint als wäre sie nicht mehr von oder gar bei uns.

Marion Ja, die ist nicht mehr bei uns. Und gerade eben bei der Bundeswehr ist es ja so, dass es nach dem zweiten Weltkrieg diesen sehr krassen Umbruch gab in der Wahrnehmung und in der Bewertung. Also dieses »von Deutschland soll nie wieder Krieg ausgehen« und dass natürlich auch die Nazi-Ideologie sehr stark und auch zurecht mit so etwas wie autoritärer Erziehung verbunden wurde und auch mit Gewalt. Und das wollte man eben auch vermeiden. Daraus entstanden ja die Initiativen der antiautoritären Erziehung und es gab diesen starken Vorbehalt gegenüber allem, was irgendwie mit Militär zu tun hatte. Und das hat auch dazu geführt, dass die Bundeswehr sich unglaublich schwer damit mit so etwas tut, wie mit eigenen Traditionen umzugehen. Was sind denn eigene Traditionen? Also die Wehrmacht darf es nicht sein, im neuen Traditionserlass distanziert man sich explizit davon. Aber anscheinend wurde zumindest in der Vergangenheit da eine Leerstelle empfunden, die dann eben gefüllt wird durch solche Initiationsrituale.

Nils Das ist eine gute Erklärung finde ich.

Marion Oder eben durch einen inoffiziellen Bezug auf die Wehrmacht, den es teilweise doch noch gibt oder gab. Dass da dann Traditionsräume existiert haben, wo bestimmte Symbole doch irgendwie wieder aufbewahrt wurden beziehungsweise bei bestimmten Gelegenheiten wieder hervorgeholt wurden, ist nachvollziehbar. Das betrifft dann eben natürlich auch den Umgang mit

Gewalt, auch innerhalb der Bundeswehr. Also dieses Leitbild des Soldaten als Staatsbürger in Uniform, dieses Konzept der Inneren Führung, das ja sehr stark auf eine unglaubliche Einhegung von Gewalt abzielt und darauf, dass eigentlich vor allem Charaktereigenschaften gefördert werden sollen, die so gar nicht zum Bild des Kämpfers passen.

Es wird dabei viel Wert gelegt auf das Demokratieverständnis, Verständnis für gesellschaftliche Vielfalt und lauter solche Sachen, die aber eigentlich auch im Bewusstsein vieler Soldatinnen und Soldaten so ein bisschen abgekoppelt sind von der Realität, wie sie dann in den Einsätzen erlebt wird oder von den Erfordernissen, die dort wahrgenommen werden oder die in der praktischen Ausbildung dann doch wiederum vermittelt werden. Wozu natürlich auch Gewaltausübung und natürlich auch eine Desensibilisierung gehört, die erfolgen muss, damit Gewalt überhaupt ausgeübt werden kann. Mit einer Desensibilisierung meine ich so etwas wie Schießhemmungen überwinden oder ähnliches.

Nils Wäre es beim Militär die Konzentration auf Verteidigung, die als Krücke dient, das so durchzuführen? Das Militär verteidigt sich nur, was bestimmte Taten und gewaltvolle Handlungen beinhaltet, und dann können sie auch demokratisch sein. Und bei der Polizei ist es der Diskurs »der Guten, der Neutralen.« Beides trifft irgendwie zu und auch nicht und natürlich ist die bundesdeutsche Armee 1955 bei Gründung als Verteidigungsarmee gegen den Warschauer Pakt gegründet worden. Da aber wehte ja noch ganz stark der Geist des Dritten Reiches durch die deutschen Wohnstuben und wahrscheinlich auch durch die begeisterten Militärs.

Marion Die Ausbilder, die hatten sich damals ja nicht verändert. Die Ausbilder waren teilweise noch diejenigen, die an der Front gewesen sind und die dann auch bestimmte Traditionen trotzdem weitergetragen haben. Das hat sich dann geändert, spätestens mit den Auslandseinsätzen. Da ist dann das positive Bild entstanden, der sogenannte *Miles protector*, also derjenige, der humanitär die Bevölkerung in den Einsatzländern beschützt und der dazu beitragen soll, dass Frieden wieder hergestellt wird. Das ist sozusagen das Selbstbild, was dann dazu führen soll, dass die Ausübung von Gewalt gesellschaftlich wieder legitimiert wird.

Nils Bei der Polizei ist es ja auch der »Freund und Helfer«, den die Polizei allerdings ungern hört. Einige sagen, wir sind ja nicht Freund und Helfer, wir

sind Polizei. Das machen sie auch immer wieder deutlich. Aber sie sind ganz generell gesehen auch dazu da, Bürgerrechte durchzusetzen, als neutrale Institution. Nun kann man natürlich immer fragen, was diese Neutralität bedeutet. Warum sind sie nicht Team A, wenn es doch auch ein Team B gibt, wie z.B. bei so mancher Demonstration. Dort ist »neutral sein« problematischer, als bei häuslicher Gewalt oder bei anderen Streitigkeiten. Anders als die Kriminalpolizei hat die uniformierte Polizei, vielmehr mit Militär zu tun, ohne das jetzt zu übertreiben. Aber sie ist sichtbar, sie ist uniformiert, bewaffnet bis hin zu ihrer oft kritisierten Militarisierung. Und jetzt haben wir diese beiden Organisationen, die von sich behaupten, ein fester Teil der Gesellschaft zu sein, aber nicht wollen, dass man ihnen zu nahe kommt. Woran liegt das? Haben sie eine Ahnung, dass unsere Forschung irgendwas zeigt, was ihrem Selbstbild widerspricht, dass sie nicht in Ruhe Dinge machen können, von denen keiner wissen sollte oder fühlen sie sich von Anfang an falsch verstanden?

Marion Ich glaube, bei der Bundeswehr ist es vor allem Letzteres. Also gerade verbunden mit der Perzeption, dass das Wesen wissenschaftlicher Institute und sozialwissenschaftlicher Forschung in Deutschland vor allem irgendwie Links ist. Das sind diese langhaarigen Bombenleger, sagte man früher ja zu den jungen Männern, die den Wehrdienst verweigert haben, aber das sind eben genau diese Leute, die dann irgendwie die Bundeswehr in den Schmutz ziehen wollen, die dann irgendwie nachweisen wollen, dass Bundeswehr aus den verschiedensten Gründen keine positive Institution ist, also autoritär, rechts und so weiter. Und dann die Geheimhaltung. Obwohl, bei der sozialwissenschaftlichen Forschung kann ich mir jetzt gar nicht so richtig vorstellen, dass da wirklich die Befürchtung ist, dass militärische Geheimnisse ausgeplaudert werden. Ich glaube, die wichtigste Befürchtung ist in der Tat diese falsche Repräsentation, in ihren Augen also die ungünstige Außendarstellung.

Nils In der Polizei gibt es dieses Phänomen der Geheimhaltung auch. Wobei es da oft um banale Dinge geht, wie ein Leitfaden für ein Kommunikationstraining oder andere Lehrmanuale. Das Schlimmste, was rauskommen könnte bei vielen Forschungen ist, dass die Forschenden sagen: Das Problem ist bearbeitungswürdig, wir hätten da eine neue Idee.

Marion Das Schlimmste, was passieren könnte, wäre, dass die Medien davon Wind bekommen und dann einen Skandal daraus machen könnten. Bei der Bundeswehr ist es ähnlich, gerade wenn es um das Thema Geschlecht geht –

meinem Forschungsschwerpunkt dort. Also gerade bei Themen, die intern Aufregung verursachen und umstritten sind. Migration wäre so ein Thema, wobei Geschlecht noch schlimmer ist. Migration ist nicht »schlimm«, das habe ich jetzt bei Befragungen von Studierenden der Bundeswehr-Universität Hamburg schon ein bisschen rausgehört und von Lehrenden, die eben mit diesen Studierenden zu tun haben. In den Lehrveranstaltungen sitzen Kameraden, die nicht weiß sind, die können sich trotzdem als »vollwertige Soldaten« beweisen – aber es gibt bei einigen immer noch die Vorstellung, Frauen könnten nie richtige Soldaten sein. Das scheint mir hier der Unterschied zu sein.

Nils Ich glaube, das Problem ist bei der Polizei auch vorhanden, wenn auch in nicht so prominenter Form, zumal ca. 50 % der Anwärter:innen Frauen sind. Auch Migrant:innen oder Menschen mit migrantischer Herkunft, welcher Generation auch immer, die sich bei der Polizei bewerben, wollen ja dahin. Diese sind dann wahrscheinlich auch eher strukturkonservativere Menschen. Die haben sich entschieden, zur Polizei zu gehen, die sind ja nicht gezwungen worden. Was sie nicht wollen, ist der »Alibitürke« zu sein. Ich glaube, dass sie manchmal ein bisschen kämpfen müssen, aber wenn sie dann das vertreten, was Polizei vertritt, dann sind sie in dieser Gemeinschaft als Polizist:innen vollkommen anerkannt. Nach meiner Wahrnehmung gilt das auch unter Polizeischüler:innen. Es gibt Gründe, warum sie hinwollen, die vielleicht andere sind, als bei »Biodeutschen« – es besser machen oder andere Erfahrungen –, aber sie haben sich dafür entschieden. Bei Frauen scheint es mir ähnlich wie bei der Bundeswehr zu sein – die bekommen Kinder, können manches nicht richtig, so in diese Richtung. Wenn ich an so manche Bemerkung denke, die ich auch schon überhört habe, inoffiziell natürlich, auch von Führungskräften, dann frage ich mich doch manchmal in welchem Jahrhundert wir leben. Geschlechterfragen sind auch hier immer noch nicht vollkommen ausdiskutiert und ein Thema, das bearbeitet werden muss.

Marion Genau, Frauen können es im Prinzip nie schaffen. Wenn sie sich anpassen, dann sind sie keine Frauen mehr und wenn sie es nicht tun, wenn sie sich extrem weiblich verhalten, dann sind sie in dem Fall keine Soldatinnen, also keine vollwertigen Team-Mitglieder. Und wenn jemand das jetzt unter dieser Geschlechterforschungsperspektive untersuchen möchte, dann ist natürlich von vornherein schon mal ein zusätzlicher Widerwillen vorhanden, gerade weil das so umstritten ist. Bei der Bundeswehr ist es ja zumindest so, dass

sie im Durchschnitt konservativer ist als der Rest der Gesellschaft. Es gibt da durchaus viele Menschen, die kritisch sind und für Genderthemen offen, bei denen dann durchaus die Alarmglocken läuten innerlich. Und auch das trägt, neben diesem allgemeinen Misstrauen, was ich beschrieben habe, bei solchen internen, sehr umstrittenen Themen auch noch zu weiterer Skepsis gegenüber Forschung bei.

Nils Haben die keine Angst sich dadurch noch mehr abzuschotten oder ist denen das eigentlich dann ganz recht, dass sie ein bisschen so ein Haufen für sich sind, ähnlich wie die Polizei? Da kommt ja auch nicht selten der Spruch »ach, du weißt nicht, wovon wir reden«, oder »wenn du wüsstest«.

Marion »Wenn du wüsstest«, kommt dann zwar nicht, aber es wird ganz klar diese Unterscheidung gemacht zwischen drinnen und draußen, auch sprachlich. Also »draußen ist das so und so«. Dann denke ich immer: Draußen? Warum sagt der das so? Oder die zum Teil bei einsatzerfahrenen Soldat:innen vorhandene Selbstwahrnehmung als elitär, als diejenigen, die sich von der hedonistischen Zivilgesellschaft abheben, die sozusagen die Held:innen sind, in der eigenen Wahrnehmung, die wirklich wissen, was der Ernst des Lebens bedeutet. Aufgrund von Grenzerfahrungen, die sie gemacht haben. Diese Grenzerfahrungen sind etwas, was sie abhebt vom Rest der Gesellschaft. Ich denke schon, dass es denen teilweise ganz recht ist, wenn sie sich nicht so sehr von Wissenschaftler:innen in die Karten gucken lassen und so ein bisschen abgeschottet sind.

Nils Wenn dem so ist und diese Zugänge schwierig sind, aber ja nicht unmöglich, wie wir und andere es ja zeigen, würdest Du sagen, dass unsere Gesprächspartner:innen offener wären, wenn sie wüssten, dass das alles nicht öffentlich wäre? Wenn es nur für den Zweck einer inneren Reflexion wäre?

Marion Also, ich kann es mir gut vorstellen. Wenn man denen wirklich zusichern würde, dass man die Ergebnisse nicht veröffentlicht, dass sie dann schon wesentlich aufgeschlossener wären, wobei auch nicht hundertprozentig. Denn das zweite Problem, was es dann dabei gibt, ist die, wie ich finde, sehr problematische Fehlerkultur, die es in der Bundeswehr teilweise gibt. Es gibt so ein paar Erlebnisse, die mich da sensibilisiert haben. Ich habe als Reserveoffizier mal eine Wehrübung gemacht und sollte dabei in einer sogenannten Morgenlage eine Studie, eine Meinungsumfrage über Afghanistan vorstellen. Ich habe

dann, so wie ich es gewohnt bin und wie ich es auch als redlich empfinde, gesagt: »Okay, die Ergebnisse, die ich jetzt vorstelle, da muss man folgende Einschränkungen machen, die gelten nur für die und die Bereiche und die gelten nur in dem Zeitraum und es wurde so und so erhoben und deswegen muss man das. [...]« Und dann ist nachher jemand aus dem Kreis der Offiziere zu mir gekommen und hat gesagt: »Ja, aber Frau Näser, das hätten Sie doch nicht sagen dürfen, dass das jetzt nicht praktisch [...] Sie hätten doch Ihre eigene Aussage nicht so abschwächen dürfen.«

Das ist eine völlig andere Herangehensweise. Bei der Bundeswehr ist die Haltung: »Ich erfülle einen Auftrag, egal, ob man es wirklich kann oder nicht.« Wirklich nur wenige Leute trauen sich, dann zu sagen: »Nein, kann ich nicht, weil, das und das ist gerade an Ressourcen nicht vorhanden oder so.« Das traut sich fast niemand. Deshalb tun die sich so schwer so etwas wie Lessons Learned zu machen. Kritik üben und dann etwas zu ändern, könnte ja die eigene Karriere gefährden. So etwas könnte ja irgendwie negativ wirken.

Nils Dieser Karriereaspekt ist in der Polizei auch sehr stark. Auf einer Tagung sagte einer der Teilnehmer, ein Polizist, dass es nach oben immer dünner würde und ganz unten in der Breite man auch mal über Fehler sprechen könne, je nachdem welche Rolle und Aufstiegsmöglichkeiten bestehen. Aber sobald man mehr Sterne auf der Schuler hat und sobald die goldenen würden, im höheren Dienst, da wird es dann schon sehr schwierig und man versucht das zu vermeiden. Das führt zu ängstlichem oder zu vorsichtigem Verhalten und zu Tausenden von Absicherungen. Vielleicht wird dann nicht alles immer delegiert, man macht alles selbst. Für das Führungsverhalten sei das nicht gut. Man hoffe so Fehler zu vermeiden, anstatt mit Fehlern gut umzugehen. Es gibt einen Begriff der Fehlerkultur, aber niemand weiß genau, was mit dieser Fehlerkultur gemeint sein soll. Fehler absolut zu vermeiden oder was genau?

Marion Genau und bei denen gilt jeder Fehler, jede Einschränkung der eigenen Aussagen, wie das Wissenschaftler:innen oft tun, als Schwäche. Es wird viel Wert auf so etwas wie Handlungsempfehlungen gelegt, was nicht mal richtige Empfehlungen sind, sondern eigentlich sollte man es eher fertige Lösungen nennen. Am Anfang habe ich oft gedacht, okay, ich habe das jetzt analysiert und dachte damit sei es ja gut. Ich habe es analysiert und präsentiere dann die Analyse. Aber was ist denn jetzt die Lösung, wurde dann gefragt. Ich dachte mir dann, wieso soll ich jetzt die Lösung auch noch finden? Was soll das denn? Aber das ist deren sehr starke Fokussierung.

Nils Das ähnelt der Polizei in vielem. Wir hatten eine Vorstellung einer kleinen Studie zur polizeilichen Kommunikation mit psychisch kranken Menschen im Rahmen einer Masterarbeit. Die beiden Autorinnen haben das vorgestellt und es kam sofort die Frage nach einer Umsetzung, nach einem Leitfaden und Handlungsempfehlungen? Die Autorinnen waren ein wenig verunsichert. Ich habe dann vorgeschlagen, dass wir ihnen vor allem Training geben können, wie sie ihre Kreativmöglichkeiten für Situationen erhöhen können. Das können wir, aber genauer können wir das jetzt nicht zeigen. Es gibt nicht den Satz, und den und den, sondern nur so eine Art Erhöhung-der-Möglichkeiten-Training. Die Polizist:innen wollten eher so eine Bullet Point-Liste, eine Art algorithmische Anleitung.

Marion Ja, exakt dieses Denken habe ich beim Militär eben auch häufig gefunden bis hin zu den berühmten Taschenkarten. Das sind so kleine, DIN A6 große Karten, die man eben in die Tasche stecken kann. Wo eben für unterschiedliche Situationen und Anwendungsbereiche genaue Anweisungen in Form von Bullet Points enthalten sind. Das betrifft zum Beispiel die sogenannten Rules of Engagement, also wann man im Einsatz auf Leute schießen darf und wann nicht und auf welche Leute man wann schießen darf. Das ist jeweils unterschiedlich und hängt vom Einsatz, Ziel der Mission und so weiter ab. Das gibt es auch für andere Sachen, für den Umgang mit interkultureller Kommunikation zum Beispiel, und da stehen dann holzschnittartig wirklich Sachen drin, wo sich mir als Ethnologin die Haare sträuben. Aber das ist genau das, was da anscheinend gefordert ist: einfache Rezepte, um dann handlungsfähig zu sein.

Nils Und dann haben sie andersherum immer Angst, irgendwas an Journalist:innen rauszugeben. Ja, Journalist:innen wittern manchmal auch Skandale, wo keine sind. Das ist auch Teil ihres Geschäfts, oft ist es aber auch nur heiße Luft, wenn der Innensenator auf einem Pferd fotografiert wird bei einem Event, wozu er kostenlose Reitstunden genommen haben soll und dann wedelt jemand lauwarmer Luft durch die Gegend. Aber manchmal ist ja auch etwas dran und fast immer war der Skandal nicht das, was vorgefallen ist, sondern der Umgang damit. Es sind Sätze wie diese: »Nein, das hat nicht stattgefunden. Nein, das waren nur Einzelne, die das eigentliche Problem darstellen.« Das umständliche Erklären eines offensichtlichen Fehlers, warum etwas doch rechtmäßig und eigentlich gar kein Fehler war, das war und ist immer der größere Skandal. Stattdessen würde ich gern mal hören: »Ja, haben wir und Folgendes sind unsere Punkte zur Aufklärung und zum Umgang.« Polizei

und Verantwortliche in der Politik meinen, die Entdeckung ist das Schlimme und sehen nicht, dass das peinliche Rumlavieren viel schlimmer ist. Ein Rassist in der Polizei scheint für die Polizei nicht so schlimm zu sein wie zu sagen: »Ja, wir haben einen Rassisten und morgen verkauft der Mann Pizza am Bahnhof, und zwar nicht für uns.« Ich bin überzeugt, das würde der Öffentlichkeit signalisieren, dass durchgegriffen wird. Das wäre ein Signal an alle, aber davor schrecken sie immer wieder zurück und erklären, verdecken oder jagen die Whistleblower.

Marion Ja. Das ist in der Bundeswehr auch ähnlich und ich glaube, das hat auch viel mit der Tatsache zu tun, dass sowohl Polizei als auch Militär im Nationalsozialismus eine bestimmte Rolle gespielt haben, und dass die Furcht davor, mit solchen Dingen identifiziert zu werden, gerade wenn es um rechte rassistische Ansichten geht, dann immens groß ist. Und man kann sich natürlich wirklich auch fragen, so wie du das jetzt eben geschildert hast, warum reagiert man dann kommunikationstechnisch eigentlich so ungeschickt. Auch wenn die Furcht so groß ist, könnte man trotzdem genauso so reagieren wie du das vorschlägst, was ja eigentlich viel produktiver wäre. Aber man macht es nicht, also wird es irgendwie runtergespielt. In der Bundeswehr gibt es dann noch den Wehrbeauftragten oder momentan die Wehrbeauftragte und ihre jährlichen Berichte. Also insofern gibt es da eine gewisse Kontrolle.

Nils Und an den kann man sich wenden?

Marion Ja. Das ist die oberste Instanz, an die man sich als Soldat:in wenden kann. Man braucht dabei den Dienstweg nicht zu gehen, wenn irgendwas passiert ist, sei es sexuelle Belästigung oder irgendeine ungerechte Behandlung oder irgendwas. Man kann sich direkt an die wenden. Ansonsten gäbe es natürlich auch noch viele andere Personen, wie Vertrauenspersonen, Gleichstellungsbeauftragte, bei Mannschaften gäbe es den Spieß, also der Unteroffizier, der für die inneren Angelegenheiten zuständig ist, meistens ein Feldwebel-Dienstgrad. Und dann gibt es noch den Disziplinarvorgesetzten und es gibt je nach Dienststelle auch noch einen Betriebsrat. Aber der Wehrbeauftragte ist die höchste Eskalationsstufe, insofern als das dann ja auch in diesem Bericht der Wehrbeauftragten aufgenommen wird. Dann gibt es schon eine gewisse Öffentlichkeit oder zumindest ein gewisses Herstellen von Öffentlichkeit, das durch die Mechanismen der Politik, also der Kontrolle des Militärs

durch das Parlament, letztlich auch etabliert worden ist. Das ist vielleicht ein Unterschied zur Polizei.

Nils Nun gibt ja keine Wehrpflicht mehr bzw. sie ist ausgesetzt. Bestand früher ein Mehr an Öffentlichkeit durch die Wehrpflichtigen? Trotz des Zivildienstes, den zu meiner Zeit etwa die Hälfte wählte, war die Armee dennoch präsent. Junge Männer hatten sich was zu erzählen und man erfuhr was daraus, man erfuhr wie viel Quatsch passierte, wie blöd die Zeit war, man erfuhr lustige Kameradschaftsgeschichten und, und, und. Wie üblicherweise natürlich nur all das, was man so erzählt. Die richtig schlimmen Sachen hat man wahrscheinlich nicht erfahren oder die Leute, die gelitten haben, haben das selten erzählt. Aber das ist alles vorbei. Aus der Armee kommt nichts zurück am Wochenende, nichts zu den Freunden, die da nicht sind. Verändert das auch eine Bindung und die Wahrnehmung der Armee? Durch die Wehrpflichtigen aus allen Lebenslagen und Schichten war das doch schon eine andere Öffentlichkeit als das heute noch der Fall ist, oder?

Marion Ja, Ich sehe da wirklich einen graduellen Wandel. In den letzten Jahren, in denen es die Wehrpflicht noch gab, gab es die sogenannte Wehrgerechtigkeit schon gar nicht mehr. Das heißt, selbst von denjenigen, die sich gemeldet haben, wurde nur ein Teil wirklich zum Wehrdienst herangezogen, nämlich diejenigen, die wirklich T1 gemustert worden sind, also die wirklich körperlich fit waren. Das hatte auch finanzielle Gründe, da man nicht mehr so viele Wehrpflichtige bezahlen wollte und konnte. Im Zuge der zunehmenden Professionalisierung und Ausdifferenzierung und des Wandels zur Einsatzarmee wusste man auch gar nicht mehr so richtig, was man mit den Leuten überhaupt machen soll. Die kosten eigentlich nur Geld und sind zu nichts zu gebrauchen. Die kannst du nirgendwo hinschicken, die müssten sich dann schon für längere Zeit verpflichten, für zwei Jahre zumindest, damit man das machen kann. Auf jeden Fall weiß ich gar nicht, ob die Bundeswehr so stark präsent noch war.

Ich bin ja jetzt weniger mit jungen Männern früher unterwegs gewesen. Deswegen weiß ich natürlich nicht, was da so gesprochen worden ist. Aber von meinen Schulkamerad:innen sind ganz, ganz wenige nur zum Militär gegangen und in der Gegend, wo ich aufgewachsen bin, in Marburg, da war Militär überhaupt nicht präsent, denn es gab keine Kasernen mehr. Ich kann an einer Hand abzählen, dass ich mal in der Kindheit irgendwie Militär gesehen habe.

Nils Das gilt ähnlich für meine Erfahrung in Hamburg, was die Sichtbarkeit angeht.

Marion Das ist eben sehr unterschiedlich in ländlichen Gebieten in Bayern, da gehörte die Bundeswehr zum Alltag. Besonders in kleinen Städten, wo die Bundeswehr dann ein maßgeblicher Arbeitgeber war oder ist und auch ein großer wirtschaftlicher Faktor. Da gehört sie viel eher dazu, auch im Bewusstsein und währenddessen gibt es andere Gegenden, wo man damit fast überhaupt nicht in Kontakt kommt. Ich habe bis ich mich für das Forschungsprojekt entschieden habe, keinen einzigen Soldaten gekannt.

Nils Ich auch nicht, außer Wehrdienstleistende und Leute aus der britischen Armee, mit denen ich Kontakt hatte, das war in Münster und später in Nordirland.

Marion Es hat sich durch das Ende der Wehrpflicht bestimmt noch einmal verstärkt und die innere Homogenität ist größer geworden. Es gehen in noch größerem Maße als es früher schon der Fall war, eher die unterprivilegierten Personen zur Bundeswehr und eher Leute, die irgendwie konservativer sind. Das war dann natürlich früher bei der Wehrpflicht anders. Da hat sich jedem jungen Mann diese Frage zumindest mal gestellt und der hat das zumindest für sich selbst durchgespielt und entschieden, ob er das möchte oder nicht und das fällt natürlich jetzt weg.

Nils Das stimmt. Und das drängt das Thema noch weiter weg. Ich musste mich wenigstens noch damit auseinandersetzen, dass ich da nicht hinwollte – und musste noch einen Aufsatz schreiben, der wahrscheinlich grauslich war, wenn ich es recht bedenke aus heutiger Sicht. Aber warum sollten wir jetzt darüber forschen, wenn dem so ist.

Marion Gerade deswegen.

Nils Weil die Soldaten so weit weg sind!?

Marion Ja.

Nils Wenn ich es recht bedenke, sind aber, außer der Polizei, andere Verwaltungs-Bürokratien noch viel weniger erforscht, wie z.B. die Aus-

länderbehörden, die Arbeitsämter oder der Gesundheitsbereich. Und auch da geht es doch um den Umgang mit Menschen, um Themen wie Ethnisierung, Rassismus und so weiter, die gerade dort natürlich auch stattfinden. Nun haben wir bei der Polizei eine Bürokratie, die bewaffnet ist und die jede Menge mehr Eingriffsrechte hat als andere. Ist das also schon der alleinige Grund, warum man sie beforschen sollte?

Marion Ja schon. Allein schon deshalb, weil die Gefahr besteht, dass hier eine Parallelgesellschaft entsteht. In Bezug auf das Militär gab es den Begriff des »Staat im Staate«. Baudissin³ und andere, welche die Innere Führung entwickelt haben, haben versucht, genau das zu vermeiden, nach dem zweiten Weltkrieg. Durch die Einsätze und durch diese zunehmende Abkoppelung kommen wir da jetzt vielleicht so ein bisschen wieder hin. Es ist zumindest die Gefahr auch durch die Veteranen-Verbände, die sich dann bilden. Ich finde, da muss man ein Auge draufhaben. Das muss man beobachten, wo das hinläuft und abgesehen davon, finde ich es natürlich einfach auch faszinierend. Gerade weil das Institutionen sind, sowohl Polizei als auch das Militär, die die Einzigen sind, die Gewalt einsetzen. Mich interessiert wie sie damit eigentlich umgehen? Was macht das mit den Menschen, welche Organisationskultur entsteht, das ist, wofür ich mich interessiert habe. Und darin dann auch der Geschlechteraspekt, wobei das vor allem ein persönliches Interesse ist, weniger ein rationaler Grund.

Nils Wir wollen also wissen, wie die Soldat:innen oder Polizist:innen diese Rolle und Lage erleben, wie sie damit umgehen und dann schauen uns nicht selten unsere Kollegen an und sagen: »Ne, so nahe wollten wir das ja auch nicht. Wenn ihr da reingeht, dann seid ihr kontaminiert im wahrsten Sinne des Wortes.« Kennst Du das?

Marion Ja. Ich habe da die unterschiedlichsten Rückmeldungen erlebt. In meinem speziellen Fall ist es natürlich auch das methodologische Vorgehen,

3 Wolf Graf von Baudissin (1907–1993) war ein deutscher Offizier und Militärtheoretiker, der nach dem zweiten Weltkrieg am Aufbau der Bundeswehr beteiligt war und das Konzept der Inneren Führung maßgeblich mitentwickelt hat. Die Innere Führung ist die Organisationsphilosophie der Bundeswehr, die vom Leitbild des Soldaten als »Staatsbürger in Uniform« ausgeht.

was besonders ist. Wenn man das mit einer klassisch ethnographischen teilnehmenden Beobachtung macht, dann ist das schon erklärungsbedürftig. Wenn man sagt, ich möchte phänomenologisch erforschen, was diese militärischen Tätigkeiten auch mit dem eigenen Körper machen, dann stellen einem die anderen natürlich auch die Frage, fast nie offen, aber sie schwebt im Raum – inwiefern man sich dann als Forscherin selbst irgendwie an der Ausübung von Gewalt beteiligt. Und – wie gesagt – es gibt eine Reihe an Personen, die eher pazifistisch eingestellt sind, die das gesamte Forschungsfeld von vornherein überhaupt nicht nachvollziehen können. Es gibt natürlich auch Leute, die das differenzierter betrachten und es gibt auch eine Fraktion, die sagt, wir bewundern das. »Hey, das ist toll, dass sich jemand diesem Feld mal widmet und gerade eben so mutig ist und das auf diese Art und Weise tut«. Es gibt all diese Rückmeldungen, diese ganze Bandbreite habe ich dann eben auch erlebt. Ich glaube, das ist aus historischen Gründen in Deutschland noch ein bisschen prekärer als in anderen Ländern, wie zum Beispiel in den USA, wo das Militär wesentlich angesehener ist.

Nils Ist das auch eine intellektuelle Erhebung über Armeen?

Marion Ja, natürlich. Die Armee, so klingt das oft auch, das seien eben nicht die hellsten, die sind irgendwie unterbelichtet, so ist häufig die Wahrnehmung. Auf der anderen Seite hat mir einmal ein Kollege von der Kultur- und Sozialanthropologie vorgeworfen, dass ich mich nicht fair gegenüber dem Feld verhalten habe.

Grund war, dass ich in einem Vortrag dargestellt hatte, dass ich mich den Vorgaben des Verteidigungsministeriums, meinen Text, meine Veröffentlichungen – in dem Fall die Dissertation – vorzulegen und zensieren zu lassen, widersetzt habe. Er meinte, dass ich damit praktisch das Feld für andere Ethnolog:innen unzugänglich gemacht hätte. Ich hätte den anderen letztlich die Möglichkeit genommen, auch dort zu forschen. Worauf ich dann entgegnet habe, dass ich die Interessen eines anderen Teils meines Feldes durchaus vertreten hätte, nämlich derjenigen Soldatinnen und Soldaten, die mir da ihre konkreten Probleme geschildert haben und die eben genau wollten, dass das eben mal öffentlich wird, weil eben das Verteidigungsministerium nichts daran ändert. Also in dem Fall war es Vereinbarkeit von Elternschaft und Soldatinnenberuf. Aus meiner Sicht konnte ich auch nicht anders handeln, da es eine Qualifikationsarbeit war. Ich lasse mir nicht meine Dissertation zensieren.

Nils Zumal du ja nicht Geheimnisse verraten hast, sondern eher innere Gefühle und atmosphärische Aspekte des Militärs.

Marion Es ging nicht um militärische Geheimnisse, die ein Feind nutzen könnte gegen die Bundeswehr, sondern es ging nur um die Frage, wie sich die Menschen fühlen, wenn sie Eltern sind und welche Probleme sie haben.

Nils Glaubst Du, dass Du verbrannte Erde hinterlassen hast oder ist diese Gefahr eigentlich gar nicht eingetreten?

Marion Ich glaube eigentlich nicht, dass ich verbrannte Erde hinterlassen habe. Zwei Sachen sprechen dagegen. Die eine Sache ist, dass die Beauftragte für Familie und Dienst des Verteidigungsministeriums mein Buch, wie sie mir gesagt hat, häufiger auch als Argumentationshilfe herangezogen hat, wenn sie versucht hat, Dinge im Verteidigungsministerium durchzusetzen. Und das andere Indiz ist, dass ich vor kurzem auch Gastwissenschaftlerin an der Bundeswehr-Universität Hamburg war und beim Verteidigungsministerium eine Untersuchung über Diversity bei der Bundeswehr beantragt habe und dieser Untersuchung stattgegeben wurde. Corona hat leider dafür gesorgt, dass die Untersuchung auf Eis gelegt wurde. Jetzt bin ich in Innsbruck und habe ganz andere Sachen zu tun. Es ist leider nie dazu gekommen.

Nils Ich möchte nochmal auf den Punkt des Verratens kommen – das Feld verraten oder uns selbst als Wissenschaftler:innen – den Du eben angesprochen hast in dem Vorwurf an Dich. Ich hatte einen Studenten, der betreibt eine Art studentisches Polizei-Recherche-Netzwerk, vieles davon Aktivistinnen-Recherche im Sinne von *Watching the Watchers*. Das ist ja auch alles edel und gut und das muss es auch geben. Der hat mich im Zuge seiner Arbeit gefragt, ob ich ihm Infos besorgen könnte, die so nicht zugänglich seien. Für diese Infos hätte ich quasi meine Rolle als Wissenschaftler missbrauchen müssen und habe es daher abgelehnt. Sein Herangehen war zu sagen, wenn die Polizei das nicht beantwortet, dann würde er öffentlich machen, dass die Polizei sich einer demokratischen Kontrolle durch Forschung entziehen würde. Das war mir ehrlich gesagt zu kühn. Warum ist die Geschichte wichtig? Ich kann nur als Forscher auftreten und dafür muss meinen Gegenübern ein paar Versprechen abgeben. Das betrifft den Datenschutz generell. Bei qualitativer Forschung bedeutet das auch, dass ich die Informationen meiner Informanten nutze, über sie als Personen schreibe, über das schreibe, was sie mir erzählen, ich sie aber

nicht verrate. Das ist das Versprechen, sie nicht zu hintergehen. Und ich zeige, was ich habe. Ich schreibe über Menschen. Ein Beispiel: Ich habe über Zivilfahnder geschrieben, die im Einsatz alle Spitznamen tragen. Ich habe die Spitznamen noch einmal geändert, soweit, dass ich nachher nicht mehr wusste, wer wer ist. Ich bin aber immer Forscher, ich bin immer offen, ich bin immer transparent. Ich kann nicht als Forscher das versprechen und dann als Aktivist arbeiten. Ein Student fragte mich kürzlich, was ich sei: Aktivist oder Forscher? Meine Antwort: In allem, was ich tue, bin ich Forscher, meine Grundlage ist meine Recherche, meine Empirie und meine Argumentation. Ich bin vor allem ein Forscher mit einer klaren Haltung, aber kein Aktivist. Mit dem Vermischen dieser Grenzen, würde ich das Feld tatsächlich verbrennen für mich und andere Forscher:innen, die dann nämlich kein Vertrauen mehr bekommen von ihrem Feld, in meinem Fall der Polizei. Das Feld kann sagen: »Ich bin vollkommen anderer Meinung. Was du da hast, ist alles Quatsch – methodisch und so weiter.« Aber was sie mir nicht vorwerfen können, ist, dass ich sie verraten habe. Das versuche ich auch Studierenden beizubringen. Es gibt mitunter in der kritischen Kriminologie den Impuls, zu forschen um nachzuweisen, z.B. beim Thema Polizei und Rassismus, vor allem zu zeigen, dass die Polizei rassistisch ist. Und da kann es dann schwierig werden. Man muss sich irgendwann entscheiden. Und wenn man sich entschieden hat, das als Forscher zu machen, dann muss man als Forscher agieren, dann gelten bestimmte Regeln. Und wenn man das anders macht, als Aktivist, dann gelten andere Regeln, man hat andere Möglichkeiten und einige Möglichkeiten eben nicht.

Marion Meinst Du mit verraten eine gegenstandsinaäquade und wertende Darstellung. Wäre das der Verrat?

Nils Genau. Meine Interviewpartner:innen sagen mir Dinge im Vertrauen und ich plaudere aus, wer es war und wo und mache einen Skandal draus. Diese Befürchtung gibt es durchaus. Das ist aber nicht was ich mache. Ich berichte und ich schreibe kritisch. Das mache ich im Prozess auch transparent und verhökere das nicht irgendwie anders, z.B. an die Presse. Forscher oder Aktivist, beides ist redlich, aber man hat verschiedene Möglichkeiten, die ich nicht vermischen will. Es bestünde immer die Gefahr, dass man sonst keiner Seite gerecht werden würde. Es gab da mal einen Fall intransparenter Vermischung, wenn auch anders gelagert. Da haben zwei Fanforscher für den

Verfassungsschutz gearbeitet⁴. Außer der Bodenlosigkeit der Intransparenz, haben sie das Feld für die Fanforschung damit verdorben. Welche Fanszene würde dann noch glauben, dass Forscher ein rein wissenschaftliches Interesse haben. Das gilt auch in die andere Richtung, also in Bezug zu Polizei, was nicht heißt, dass ich alles gutheiße, was Polizei macht oder sagt. Aber es bedeutet, dass ich mit einem bestimmten Blick da drangehe, was bisweilen außerhalb von Forschung schwer zu verstehen ist, sowohl im Apparat als auch von denen, die kritisch anders agieren wollen.

Marion Das stimmt. Es könnte auch sein, dass ein Teil des Misstrauens eben daraus rührt, dass Forscher:innen mit Journalist:innen verwechselt werden, in der Außenwirkung oder in dem Resultat.

Nils Weil unsere Technik häufig die gleiche ist, vor allem als Feldforscher und teilnehmende Beobachter:in?

Marion Ja. Wir führen Interviews, das tun Journalisten auch und das könnte dazu führen. Es hat dann gleich so einen Bild-Zeitungs-Charakter, wenn wir dann etwas veröffentlichen.

Nils Dabei abstrahieren wir ja, machen daraus Erzählungen 2. oder 3. Ordnung. Wir heben das auf solche Ebenen, dass dann die Polizei oder auch das Militär, die Beforschten selbst, häufig sagen: »Nein, das hat ja mit mir nichts mehr zu tun.« Hier gibt es ein Missverständnis. Speziell Polizei ist immer an den Personen interessiert, denen sie etwas nachweisen wollen. Das Missverständnis ist, dass auch uns unterstellt wird, wir würden einzelnen Personen oder der »der Polizei« etwas nachweisen wollen, konkret dann immer irgendein Fehlverhalten. Die Abstraktion wird nicht verstanden. Der Glaube ist häufig, dass was gesagt wird, auch so ist. Und das produziert so unheimlich viele Missverständnisse, die schwer aufzulösen sind. Ich weiß gar nicht, wie man die auflösen kann, außer immer wieder zu sagen: Vertraut uns!

Marion Ja, das ist schwierig. Ich meine so einen Weg hat beispielsweise Patrick Wielowiejski gewählt, ein Ethnologe, der zur AfD geforscht hat. Der ist den Weg gegangen, dass er von vornherein einfach deutlich und authentisch war, auch in seinen Ansichten und auf die Gefahr hin, dass er abgelehnt wird,

4 www.interpool.tv/component/tags/tag/martin-thein.html

gesagt hat: »Ich habe völlig andere Ansichten als ihr, aber ich möchte euch besser verstehen und ich möchte mich mit euch austauschen.« Der ist dann in den Interviews auch mal in die Konfrontation gegangen. Der also wirklich an den entsprechenden Stellen gesagt hat: »Nein, das sehe ich ganz anders!« Ein wichtiger Punkt ist eben genau diese Transparenz von vornherein und dass man einfach genauer deutlich macht, wie man selbst arbeitet, was die Bedingungen der Veröffentlichung und die Art und Weise der Darstellung sind. Was genau wissenschaftliche Darstellung eigentlich heißt. Ich selbst habe, das gilt jetzt vor allem für diese Gender-Themen, eine Sprache gewählt, die die auch verstehen. Also wenn man da irgendwie ankommt mit heteronormativ intersektional Zwangsheterosexualität und sonstigen Sachen, die für uns ganz normal sind – das sollte man vielleicht dann doch nicht tun, sondern man sollte es so erklären, dass das ein bisschen anschlussfähig wird, ohne es zu verfälschen.

Nils Aber warum ist es in diesen Feldern, Militär oder Polizei, so, dass der Vorwurf an uns dann lautet: »Ihr seid jetzt für die oder ihr seid für die anderen.« Das gibt es bei anderer Forschung auch, z. B. im Bereich Menschenhandel oder Sexarbeit. Selbstverständlich ist man dann nicht bei den Händlern oder Zuhältern. Eine Absolventin von mir hat vor Jahren eine Milieu-Studie über Zuhälter und Sexarbeit gemacht. Sie hing dann in den Puffs rum. Sie war ja dann auch nicht für die Zuhälter, aber sie wollte eben deren Milieu und auch ihr Leben weiter erforschen. Aber bei der Polizei wird dann unterstellt, wir seien gleich ein Teil unseres Forschungsgegenstandes, insbesondere wenn man wie ich dort arbeite. Hat das etwas mit diesem Machtgefälle zu tun? Hat einen die Macht, sobald man sie erforscht?

Marion In unserem Fach hat das wirklich damit zu tun, dass sich unser Fach sehr stark schuldig gemacht hat, vor allem nach dem zweiten Weltkrieg, aber auch im Nationalsozialismus. Die Stichworte hier sind Rassifizierung, die Verbreitung entsprechender Stereotype, die Konstruktion einer germanischen Identität und Geschichte und alles was daraus folgte. Nach dem zweiten Weltkrieg waren dann die gleichen Professoren teilweise noch im Amt, oder sind zumindest dort groß geworden. In den 1960ern, 1970ern fing das so langsam an, dass man sich damit beschäftigt, es aufgearbeitet und dann eine 180 Grad-Wende vollführt hat nach dem Motto: Wir wollen nur oder vor allem den Marginalisierten eine Stimme geben und wir wollen nicht mehr mit der Macht gemeinsame Sache machen, sondern gegen die Macht. Und wir verstehen uns implizit oder teilweise auch explizit eher als Links. Wir wollen als Fach, so

ein Postulat auf der berühmt gewordenen Konferenz von Falkenstein 1970, an der Lösung soziokultureller Probleme mitwirken. Damit wurde ein Impetus der Humanisierung der Gesellschaft verbunden. Und deswegen sind einige Bereiche dann doch irgendwie bis vor kurzem unter-erforscht geblieben, zum Beispiel das Kleinbürgertum, oder Rechte, oder auch Privilegierte.

Nils Mit Privilegierten meinst Du Reiche und eine Reichtumsforschung? Diese Gruppe macht eher die Türen zu und sagt: Nein, hier ist privat.

Marion Ja, das ist noch einmal eine zusätzliche Schwierigkeit, aber eben auch allein auf den Gedanken zu kommen, die mal zu erforschen. Man beschäftigt sich lieber mit Sinti und Roma, mit Drogenabhängigen, mit Arbeiter:innen sowieso. Ja, mit allen Leuten, die in irgendeiner Form zu den sogenannten unterbürgerlichen Schichten gehören.

Nils Könnte man uns den Vorwurf machen, wir stricken da so eine koloniale Haltung fort? Bei der Ethnologie, der Völkerkunde war es ja gerade der koloniale Entstehungskontext, der schwierig war, wenn man z.B. die Völkerschauen betrachtet. Wenn wir dann jetzt »denen« helfen wollen, dabei selbst etwas gesellschaftlich lösen wollen. Wo stehen wir dann selbst dabei?

Marion Aber klar. Natürlich tun wir da auch etwas von einer privilegierten Perspektive aus. Wir gehören ja zu den Privilegierten, das kann man in diesem Fall so sagen. Wir beide jetzt schon. Andere, die teilbeschäftigt sind in der Wissenschaft vielleicht weniger, aber dennoch sind sie auf eine gewisse Art und Weise trotzdem privilegiert, weil sie Teil des Wissenschaftssystems sind und daher auf eine besondere Art und Weise sprechfähig. Natürlich kann man dazu auch sagen, dass wir so eigentlich insofern Kolonialismus irgendwie fort-schreiben. Es gibt diesbezüglich noch große Diskussionen mit der *Action Anthropology*: Was soll, kann, darf diese oder soll diese überhaupt gar nicht mehr sein? Und was heißt es eigentlich, maßen wir uns da nicht was an, wenn wir den Leuten helfen wollen, sind die nicht selbst Expert:innen für ihre eigenen Leben und diese ganzen Fragen, die dann kommen? Ich glaube, wenn wir über die Polizei forschen und über die Bundeswehr, dann setzen wir uns eben diesem Verdacht aus, dass wir irgendwie auf der dunklen Seite der Macht gelandet sind.

Nils Was mir dann aber auffällt ist, dass es schwierig ist, so etwas wie eine partizipative Forschung zu machen. Bei der Polizei habe ich eher den Eindruck, die wollen das gar nicht. Die wollen das gesagt kriegen, wobei hier ein interessanter Widerspruch entsteht. Einerseits verstehe ich ihren Job nicht, das ist mitunter ein Vorwurf oder könnte ein Vorwurf sein. Wenn ich dann sage »dann erzählt mir mal, wer ihr seid. Ich will das lernen und helfe mir dabei, dann finden wir das raus«, dann heißt es eher »ne, der Forscher bist doch du« Ich versuche das aufzubrechen und das ist gar nicht so einfach.

Marion Das habe ich ein bisschen anders erlebt, aber es hat vielleicht etwas mit Geschlecht und mit Alter zu tun auch. Mich haben sie natürlich von vornherein als unerfahren wahrgenommen, vielleicht auch in gewisser Weise berechtigt-

Nils Obwohl du eine militärische Ausbildung hattest?

Marion Ja. Dann später nicht mehr, aber ganz am Anfang schon. Ich habe mich ja erst zwei Jahre nach Feldeintritt als Reserveoffizier beworben. Ganz am Anfang hatte ich wirklich keine Ahnung. Und so wurde ich dann auch wahrgenommen. Da kommt so ein junges Mädels, frisch von der Uni, was den Vorteil hatte, dass man mir ganz viel erklärt hat. Es gab dann eher nicht diese Reaktion, ich sei doch die Forscherin, sondern es gab eher so einen Erklärmodus: »Okay, jetzt erklären wir dir das mal, wie das ist hier.« Und teilweise hat das natürlich auch dazu geführt, dass man mich dann nicht so ernst genommen hat, was aber wiederum auch in einigen Kontexten ein Vorteil war. Leute haben mir auch Sachen erzählt, von denen sie eigentlich nichts sagen wollten. Einer hat mal wörtlich zu mir gesagt; »Jetzt habe ich Ihnen aber so viel erzählt, das wollte ich eigentlich alles gar nicht erzählen«. Die haben sich dann bei mir so gefühlt, und ich habe auch versucht, in Gesprächen so eine gewisse Atmosphäre zu erzeugen und das ist mir – glaube ich – gut gelungen.

Marion Später als Reserveoffizier, da habe ich das natürlich auch erwähnt, selbst wenn ich Interviews in Zivil durchgeführt habe und dann war das eine andere Basis. Sie können dann mit mir so sprechen, wie sie es eben mit Leuten nicht tun können, die von außerhalb sind, das hat dann schon Vertrauen erzeugt. Also beispielsweise Gefechtserfahrungen. So was kann man ja, jedenfalls im Bewusstsein der Leute, der Soldaten, kann man das einfach kaum Leuten vermitteln, die so was nie erlebt haben, die mit Militär bisher nichts zu

tun hatten, aber jemand, der auch selbst im Einsatz war, da ist es schon eine andere Sache.

Nils Ja, da ist etwas dran. Was wäre dein Plädoyer für diese Art von Forschung – sowohl in die jeweilige untersuchte Organisation, als auch in unsere Communities hinein.

Marion Also in unsere Communities hinein ganz eindeutig, dass ich mir die Offenheit, die es für andere soziale Gruppen gibt, dass ich mir die natürlich auch wünsche im Hinblick auf so was wie Militär und auch vielleicht Polizei. Es geht um das, was wir uns eigentlich immer auf die Fahnen schreiben, dass wir kulturelle Lebensäußerungen erforschen wollen und das eigentlich möglichst durch eine dichte Beschreibung und möglichst umfassend. Und dass man das eben auch in Bezug auf diese Forschungsfelder machen und auch zulassen sollte, dass es gemacht wird. Zulassen hieße, es nicht subtil negativ zu sanktionieren. Wenn das jemand tut, wenn er oder sie dabei natürlich den Grundsätzen redlichen Forschens auch folgt. Das ist ganz klar.

Nils Wie kann ich darin meine Loyalitäten verteilen – zu meinem Feld und gleichzeitig dazu die notwendige Distanz haben. Das ist ja dann oft genau die Schwierigkeit, die uns a) zum Verhängnis werden kann, b) die das, was wir tun, so ertragreich macht. Und manchmal kann ich auch die Polizei nicht mehr sehen und denke, dass ich heute keine Polizei brauche. Dann lese ich ein anderes Buch. Wenn ich dann wieder drin bin, denke ich andererseits: Ja, das ist so reich. Ich bin quasi da, wo es passiert und spreche mit den Leuten, die es angeht und ich kann auch dazu beitragen, dass Veränderungen möglich werden und dann denke ich wieder, dass genau das gut ist.

Marion Man kann so viel umsetzen. Das wäre vielleicht auch die Botschaft an das Feld selbst, dass das Feld selbst doch einfach die Chance nutzen kann, mit uns zusammenzuarbeiten, auch zur Verbesserung ihrer eigenen Arbeit. Da wünsche ich mir ein bisschen mehr Mut.

Nils Das hat viel mit Reflexion und der Fähigkeit zu tun. Das ist nicht das, was unsere Felder auszeichnet, aber was sie besser machen könnten, als sie selbst immer glauben.

Marion Ja, das kann sein. Es sind ja nicht alle in der Bundeswehr konservativ und negativ eingestellt gegenüber Wissenschaft, sondern da gibt es eine unglaubliche Bandbreite an Einstellungen zum Beruf und auch politische Einstellungen. Und das ist etwas, was die Öffentlichkeit nicht weiß und was vielleicht auch die Chance wäre, für die Bundeswehr oder auch für die Polizei, der Öffentlichkeit sich auf diese Art und Weise ein bisschen differenzierter zu präsentieren durch unsere Arbeit.